

30. Jhg. SEPTEMBER 2020 Nr. 9 (382)

MASURISCHE STORCHENPOST



Und der Herbst steht vor der Tür ...



Wladyslaw Bartoszewski war ein polnischer Politiker, engagierter Bürger, Journalist und Autor, der sich über Jahrzehnte als Brückenbauer zwischen Deutschland und Polen betätigte. (poloniaviva.eu) S.3
Foto: <https://www.facebook.com/KonsulatGeneralnyNiemiec w Gdansku/>

„Ich mochte seinen intellektuellen Humor“

Anfang Juli ist in Sopot ein Denkmal zu Ehren des großen polnischen Staatsmannes und Wegbereiters für die deutsch polnische Versöhnung enthüllt worden:

Wladyslaw Bartoszewski.

Unter den Gästen Cornelia Pieper, die den 2015 verstorbenen Bartoszewski persönlich kannte.

Mit der Danziger Generalkonsulin sprach Marie Baumgarten.

Frau Generalkonsulin, wie finden Sie die Idee, dass Sopot ein Bartoszewski-Denkmal bekommen hat?

Ich fand die Idee großartig vom Stadtpräsidenten Sopot's Jacek Karnowski und der Vereinigung „Warto być przyzwoitym!“ mit ihrem Vorsitzenden Krzysztof Kolarz das Denkmal auf einem zentralen Platz, nämlich vor dem Hauptbahnhof Sopot's, aufzustellen.

Außenminister Bartoszewski war ein herausragender Politiker und Brückenbauer für die deutsch-polnischen Beziehungen. Er, der zwei Diktaturen erlebt und überlebt hat, ist für mich heute noch eine moralische Instanz. Jetzt begrüßt sein Denkmal die Gäste aus aller Welt am Hauptbahnhof und erinnert an die Verantwortung eines Jeden, die wir für ein friedliches Europa tragen. Wir brauchen den intensiven Dialog und die Begegnungen der Bürger unserer Länder miteinander. Ich finde es bemerkenswert,

dass die Idee mit dem Denkmal aus der polnischen Zivilgesellschaft kommt! Das zeigt doch auch, dass man sich heute noch an seinem Vorbild orientiert.

Welche Eindrücke hatten Sie von den Feierlichkeiten?

Für mich war es sehr bewegend zu sehen, welche Anziehungskraft die Persönlichkeit von Wladyslaw Bartoszewski immer noch ausübt. Tausende Menschen sind zur Enthüllung des Denkmals gekommen. Die früheren Präsidenten Komorowski, Kwasniewski und Premierminister Donald Tusk, aber auch der Senatspräsident Tomasz Grodzki, Familie und Freunde erwiesen Prof. Bartoszewski die Ehre. Sehr bewegt hat mich die Rede seines Sohnes Wladyslaw Teofil Bartoszewski, den Prof. Bartoszewski auch immer in Berlin erwähnte und auf den er stolz war!

Sie haben Bartoszewski persönlich getroffen. Unter welchen Umständen?

Für Minister Bartoszewski war die deutsch-polnische und polnisch-jüdische Versöhnung das wichtigste Anliegen. So beauftragte ihn Ministerpräsident Tusk, als Koordinator an den deutsch-polnischen Beziehungen mit der deutschen Regierung weiter zu arbeiten. Ich traf ihn erstmals 2009 in Berlin in meinem Amt als Staatsministerin und Beauftragte für die deutsch-polnische zivilgesellschaftliche und grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Bundesregierung und Bundeskanzlerin Angela Merkei.

Worüber haben Sie gesprochen?

Minister Bartoszewski verfügte über einen reichen Erfahrungsschatz, ihm war das Gedenken an die Opfer des 2. Weltkriegs,

besonders an die Opfer in den Konzentrationslagern, wichtig. Er war selbst KZ-Häftling und hat das Leid und die Pein erlebt. Wir sprachen über seine damaligen Erlebnisse und die unmenschlichen Grausamkeiten, die eine Diktatur wie der Nationalsozialismus mit sich brachte. Er berichtete aber auch, wie wichtig es war, Deutsch zu lernen, um andere Mitgefangene oder die Nazi-Wächter zu verstehen und damit die Zeit zu überleben. Er wollte wissen, was für ein Mensch sich hinter der Nazi Uniform befand. Die Gründung der Stiftung Auschwitz-Birkenau mit dem Stiftungskapital des deutschen Staates sollte gegen das Vergessen der Zeit des Nationalsozialismus arbeiten und an die Millionen Opfer, vor allem Juden, erinnern. Das war ihm und uns ein wichtiges Anliegen.

Wie haben Sie Bartoszewski erlebt?

Als lebensfrohen, humorvollen und klugen Menschen, der es liebte, Deutsch zu sprechen und die Geschichten aus seinem Leben mitzuteilen, konnte doch die nachfolgende Generation daraus lernen... Ohne Prof. Bartoszewski hätten wir den Weg der deutsch-polnischen Versöhnung nicht gehen können. Wir hätten heute nicht solch einen guten Stand der deutsch-polnischer Beziehungen in der Zivilgesellschaft zu verzeichnen, sei es mit Hunderten Städtepartnerschaften oder dem Schüler- und Jugendaustausch. Bei Letzterem waren wir uns einig, dass wir den Jugendaustausch verstärken und über das deutsch-polnische Jugendwerk ausbauen müssen. Je mehr sich die Menschen begegnen, desto mehr Freundschaften werden entstehen.

Was hat Sie besonders beeindruckt und ist Ihnen bis heute in Erinnerung geblieben?

Mich hat der Optimismus Prof. Bartoszewskis immer beeindruckt, vor allem nachdem, was er selbst erleben musste! Und ich mochte seinen intellektuellen Humor! Bei unserer ersten Pressekonferenz in Warschau fragte er mich, was wir als Beauftragte unserer Regierungen anders machen sollten als unsere Vorgänger. Mich überraschte seine Frage und ich antwortete spontan: Wir sollten nicht nur in die Vergangenheit schauen, sondern uns mehr der Zukunft der jungen Generation widmen. Daraufhin sagte er im öffentlichen Teil der Pressekonferenz: Pani Minister und ich, der es als Berufshistoriker ja wissen muss, waren uns einig, dass wir uns ab sofort mehr auf die Zukunft unserer jungen Generation in Europa konzentrieren! Ich konnte mein Schmunzeln nicht unterdrücken, wusste ich doch, dass er mit Leib und Seele Historiker war und bis zu seinem Tode viele historische Bücher schrieb und veröffentlichte.

Wofür steht Bartoszewski für Sie?

Für moralische Integrität, eine Persönlichkeit, die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit vor Ruhm und Erfolg setzte. Er ist immer noch ein Vorbild für alle Politiker in der heutigen Zeit!

„Wochenblatt“, 11.-24.2020

Drei Kirchen des Pastors Helmut Hildebrandt

Von Grzegorz Supady

Einem wohlwollenden Rat meiner Angehörigen und Bekannten folgend entschloss ich mich, das seit langem Versäumte nachzuholen und begab mich bei meinem diesjährigen Besuch in Berlin zur Gedenkstätte „Berliner Mauer“ in der Bernauer Straße.

Bald stellte ich fest, dass die ganze Grausamkeit des Mauerbaus und aller damit verbundenen Beschwerlichkeiten im Alltagsleben der Berliner gerade dort vielleicht am besten sichtbar sind.

Einer der wichtigsten Besichtigungspunkte ist die so genannte Versöhnungskapelle, die an der Stelle errichtet wurde, wo bis 1985 die evangelisch-lutherische Kirche stand. Diese wurde etliche Jahre vor dem Mauerfall auf Geheiß der kommunistischen DDR-Regierung in die Luft gesprengt, obwohl sie im Krieg eigentlich unversehrt blieb.

Ihre „Schuld“ beruhte darauf, dass sie sich in unmittelbarer Nähe des Grenz- und Todesstreifens befand und seit dem Mauerbaujahr 1961 unbenutzt dastand. Nach der Sprengung wurden einige wenige Ausstattungsobjekte wie die Glocken, die Kirchturmuhre und das nach dem Fall verbogene Kreuz, das vorhin die Kirchturmspitze krönte, von den Gemeindemitgliedern geborgen und versteckt.

All diese Artefakte, die jetzt in oder neben dem schlichten Rundbau der Versöhnungskapelle zu sehen sind, vermitteln samt dem

übrigen visuellen Anschauungsmaterial eine Vorstellung von der Unvorstellbarkeit jener Geschehnisse, die sich einst doch ereignet hatten.

Irgendeiner Infotafel konnte ich auf dem Gelände der Gedenkstätte auch entnehmen, dass aus Anlass der Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag des Mauerfalls, die in der Versöhnungskapelle begangen wurden, Jörg Hildebrandt, Sohn des letzten Pfarrers der Versöhnungskirche, eine Ansprache hielt.

Dank den allgemein zugänglichen Medien konnte ich später herausfinden, dass er 1939 im masurischen Johannisburg das Licht der Welt erblickte und sein Vater in den Jahren 1932-1939 das Pfarramt im benachbarten Adlig Kessel innehatte. Aufgrund weiterer Recherchen entstand ein etwas wehmütiges Bild vom eigenartigen Schicksal dreier Wirkungsstätten von Pastor Helmut Hildebrandt. In den ersten Jahren seiner Aktivität als evangelischer Geistlicher wirkte er in der Kirche in Adlig Kessel, dem heutigen Kociółek Szlachecki. Dr. habil. Krzysztof Bielawny, Kenner des Kirchwesens in Ostpreußen, erinnerte in seinem Artikel „Sacrum und profanum na przykładzie luterańskich kościołów jubileuszowych w Prusach Wschodnich“ (*Sacrum und Profanum am Beispiel der lutherischen Jubiläumskirchen in Ostpreußen*“, <http://studiaelblaskie.pl/assets/Artykuly/art.-7-K.-Bielawny-SE-18-2017.pdf>, Zugriff: 7.09.2020), dass diese Kirche Anfang des 20. Jahrhunderts erbaut worden sei. Dies erfolgte im Rahmen einer groß angelegten Aktion anlässlich des 200. Jubiläums der Thronbesteigung von Friedrich I. Helmut Hildebrandt trat in die Fußstapfen des ersten Pfarrers Fryderyk Karol Mitzka und seiner Nachfolgern Emil Salewski und Gottfried Salett. Mit der Ausreisewelle der einheimischen Bevölkerung schrumpfte aber die Zahl

der lutherischen Gemeindeglieder zusehends. Infolgedessen wurde die Kirche in Adlig Kessel, wie viele andere Gotteshäuser in Masuren, durch die katholische Kirche abgekauft. 1987 wurde dort eine neue Pfarrei gegründet (<http://diecezjaelk.pl/kociolekszlachecki-parafia-p-w-matki-bozej-gietrzwaldzkiej/>, Zugriff: 7.09.2020).

Nach den sieben in Masuren verbrachten Jahren wurde Pastor Hildebrandt mit seiner Familie in die Provinzhauptstadt befördert. Dort arbeitete er in der evangelischen Kirche im Stadtteil Ponarth, der vor gewisser Zeit der Stadt Königsberg angeschlossen worden war. 1945 konnte die ganze Familie Hildebrandt über das Frische Haff und die Ostsee flüchten und somit ihr Leben retten. Die Ponarther Kirche, die ähnlich wie die Adlig Kesseler um die vorherige Jahrhundertwende im neugotischen Stil errichtet worden war, diente noch kurz den in Königsberg/Kaliningrad verbliebenen Deutschen. Da dieser Zustand aber kürzer als in Masuren andauerte, wurde sie nach sowjetischem Muster zunächst in ein Lager, dann in eine Turnhalle umgewandelt (https://de.wikipedia.org/wiki/Ponarther_Kirche, Zugriff: 8.09.2020).

Im Zuge der Lockerungen im öffentlichen Leben, die als Perestroika und Glasnost in die Zeitgeschichte übergegangen waren, gewann das Gebäude seinen früheren sakralen Charakter zurück. Nur, diesmal wurde es zum Храм Рождества Пресвятой Богородицы umfunktioniert, d.h. aus einer einst lutherischen Kirche wurde nun die orthodoxe Gottesmuttergeburtskirche.

Nach dem turbulenten Kriegs- und Fluchtzeitkapitel ließ sich die Familie Hildebrandt schließlich in Ost-Berlin nieder. Helmut Hildebrandt erhielt 1950 die Pfarrerstelle in der evangelisch-lu-

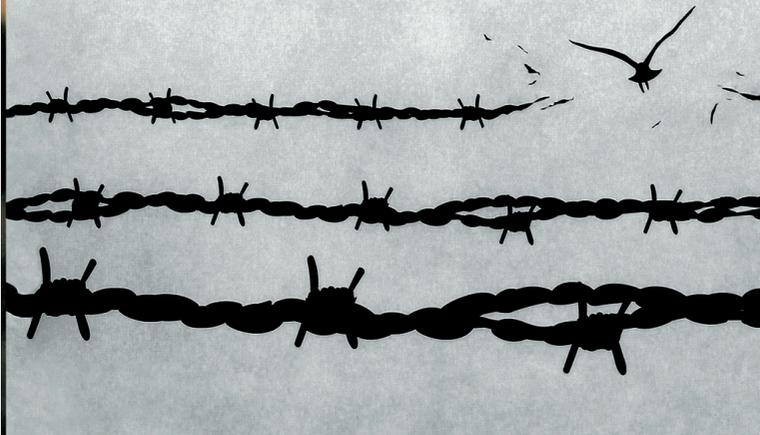
therischen Versöhnungskirche. Auch sie war ein Backsteinbau, der in etwa der gleichen Zeit wie die Kirchen in Adlig Kassel und Königsberg entstand. Zwar war Berlin damals schon geteilt, aber die Grenzen zwischen den jeweiligen Sektoren waren noch passierbar. Anfänglich konnte wahrscheinlich kein Mensch ahnen, dass die ungünstige Lage der Versöhnungskirche für sie zu einem Verhängnis wird. Denn sofort nach dem Mauerbau wurde der Zutritt zu ihr versperrt und sie dadurch eigentlich unbenutzbar gemacht. Pastor Hildebrandt musste deswegen seine Arbeitsstätte zum dritten Mal verlassen. Auch sein Sohn Herbert, der inzwischen zum professionellen Kirchenmusiker ausgebildet worden war, durfte als Chorist in der Kirche nicht mehr auftreten.

Die in den Himmel schreiende Zerstörung der Versöhnungskirche, die am 26. Januar 1985 erfolgte, wurde von der Schwiegertochter des Pastor, Frau Regine Hildebrandt (geb. Radischewski) heimlich fotografiert (<https://www.berliner-mauer-gedenkstaette.de/de/regine-hildebrandt-693.html>, Zugriff: 8.09.2020).

Übrigens, die spätere Ministerin für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Frauen in der ersten brandenburgischen Landesregierung wurde wegen ihres enormen Engagements oft als „Mutter Courage des Ostens“ genannt.

Seweryna
Szmaglewska
Die Frauen
von Birkenau

Schöffling & Co.



Seweryna Szmaglewska „Die Frauen von Birkenau“.

Das erste Zeugnis über die Gräueltaten des Krieges erscheint nun auf Deutsch

Von Arkadiusz Łuba

Seweryna Szmaglewska – Häftlingsnummer 22090. In „Die Frauen von Birkenau“ berichtet sie schonungslos und detailreich über die grausame Alltagswelt als politische Gefangene im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Sie fängt aber auch berührende Einzelschicksale von Frauen aus ganz Europa ein. Ihr Buch war ein wichtiges Dokument bei den Nürnberger Prozessen.

Bereits am 4. Dezember 1945, also ziemlich genau sieben Monate nach dem Kriegsende, erschien in Polen das Buch „Dymy nad Birkenau“ – wörtlich: „Der Rauch über Birkenau“ – von Seweryna Szmaglewska und somit das allererste schriftliche Buchzeugnis einer Überlebenden. „Für mich sind die Flucht meiner Mutter aus dem Lagerevakuierungstransport am 18. Januar 1945 und ihr fertiges Buch über Birkenau im Dezember desselben Jahres eine beinahe fantastische Geschichte“, sagt Jacek Wiśniewski, ein emeritierter Anglistikprofessor und jüngerer Sohn der Autorin: „Unter solch schwierigen Nachkriegsumständen so schnell ein Buch zu schreiben, es zu editieren, zu setzen und drucken zu lassen scheint für mich unglaublich“.

Bereits im Lager sammelte Szmaglewska an Infomaterial. Laut Wiśniewski glaubte sie nicht nur daran, dass sie überlebt, sondern sie plante damals schon, über die Geschehnisse im Lager zu berichten und diese in einem Buch der Welt zu bezeugen. Sie machte Notizen und Skizzen. Von Mitgefangenen, die in der Lagerkanzlei arbeiteten wurde sie sogar mit sensiblen Daten beliefert. Sie brauchte präzise Zeit- und Ortsangaben für ihr dokumentarisches Vorhaben. Wiśniewski: „So schuf sie eine Basis für das Buch, wo allein die Erinnerung sonst nicht gereicht hätte. Unter Lebensgefahr versteckte sie das Buchmaterial im Lager und genau so gelang es ihr auch, es dann aus dem Lager zu schmuggeln. Nach dem Krieg kehrte sie nach Piotrków Trybunalski zurück, wo ihre Adoptiveltern wohnten. Mein Großvater Alexander richtete ihr ein Zimmer ein, worin er eine alte Schulbank stellte. Darauf schrieb dann meine Mutter ihr Buch“.

Und sie schrieb schnell, fast ohne Pausen: der Text kam flutartig aus ihr heraus. Und das ohne je »ich« zu sagen und sich zur Heldin zu machen. Dazu sagte sie 1985 im einem Interview für den Polnischen Rundfunk: „Noch hatte mein Schreiben keinen Titel. Noch schrieb ich es in der ersten Person. Einmal traf ich Tola Kłoskowska, damals eine junge Frau, später eine Soziologieprofessorin. Sie sichtete mein Manuskript und konstatierte: »Wenn du weiter in der ersten Person schreibst, dann baust du dir so ein Denkmal«. Daraufhin überarbeitete ich meine Manuskripte und seitdem schrieb ich unpersönlich weiter. Später lobte Professor Wyka genau das und meinte, ich würde so schreiben, als ob ich verschmolzen mit der Menge der Gefangenen, und nicht einzeln, dort gewesen wäre“.

Kazimierz Wyka, einer der bekanntesten Kritiker Polens, nennt die Form von Szmaglewskas Buch eine „Randzone des Romans“ – es ist weder ein richtiger Roman, noch allein eine persönliche Erinnerung, noch eine richtige Reportage. Und dennoch sind das Fakten.

Als politische Gefangene kommt die junge Frau ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Von 1942 bis 1945 verbringt sie dort schwere Jahre. Sie erzählt von der desolaten Verfassung der Gefangenen, der harten Arbeit und den Grausamkeiten der SS. Sie beschwört auch den geistigen Austausch und den kulturellen Reichtum im Lager, mit dem die Frauen sich gegenseitig ermutigen und so ihre Würde zu wahren wissen.

„Um Missverständnisse zu vermeiden, möchte ich erklären, dass ich nicht die Absicht habe, die Bedeutung dieser Fakten in irgendeiner Weise zu vergrößern oder sie aus Propagandagründen zu verändern. Es gibt Dinge, die man nicht vergrößern muss. Alles, was ich hier erzählen werde, kann ich vor jedem Tribunal beweisen“, schreibt Szmaglewska in ihrem Vorwort.

Das Buch lasen kurz nach seinem Erscheinen einige polnischen Staatsanwälte, die eine Anklage bei dem Internationalen Militärgericht in Nürnberg vorbereiteten.

Szmaglewska 1985 im Polnischen Rundfunk: „Ich wurde vom Staatsanwalt Kurowski bestellt. Er befragte mich zu dem Lager. Kurz danach wurde ich als Zeugin der Anklage bei den Nürnberger Prozessen vorgeladen. Nürnberg war ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Natürlich gab es Kriegsspuren wie Zer-

bombtes, dennoch herrschte dort beinahe eine Karnevalstimmung. Das gesamte Tribunal hatte vor meiner Ankunft an einem Ball teilgenommen, was mich verstörte, aber ich machte trotzdem meine Aussage“.(...) So wurde ihr Buch ein wichtiges Beweismittel gegen die Verbrecher des „Dritten Reiches“. Ein Teil ihrer Aussage vor dem Tribunal blieb in den Archiven erhalten. Sie berichtet darin von schwangeren Frauen und von den Kindern, die im Lager geboren wurden: Nach ein paar Tagen mussten sie wieder arbeiten. 1942 gab es noch keine Kinder-Blöcke. Als Anfang 1943 das Tätowieren der Häftlinge eingeführt wurde, wurden auch die Kinderfüßchen mit einer Nummer tätowiert“.

Zum 75. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz-Birkenau im Januar erschien in Polen bereits die 22. Ausgabe (seit 1945) des Buches von Seweryna Szmaglewska.

Es wurde in elf Sprachen übersetzt.

Die Übersetzerin des Buches ins Deutsche, Marta Kijowska, klagte mehrmals, dass es hierzulande immer noch nicht vorliegt. In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ versuchte sie es vor einem Jahr mit der Zeit zu erklären, in der die damals aktuelle polnische Realität viel interessanter war, nämlich die zerschlagene „Solidarność“-Bewegung, die Folgen des Kriegszustands.

Die Deutschen schienen der Thematik längst überdrüssig, berief sie sich auf ein Interview mit dem Warschauer Autor Dominik W. Rettinger, der 2017 einen Roman über die Prostitution in Auschwitz veröffentlichte und so auf die Frage eines deutschen Journalisten antwortete. Oder „in der ganzen Welt ist es gemütlich

geworden“, wie Szmaglewska bereits Mitte der 80ern sagte, und will sich mit schwierigen Themen nicht messen.

Sohn der Überlebenden, Professor Jacek Wiśniewski, ist mit der späten Ausgabe zufrieden: „»Better late than never«, »Besser spät als nie«, wie die Engländer sagen. Ich glaube, es wird von den Generationen der deutschen Urenkel und Enkel gelesen, die zeitlich weit weg sind von dem Kriegsgeschehen, das wiederum ihre Urgroßeltern und Großeltern betrifft. So könnte man sich eine völlig neue Herangehensweise vorstellen, wie die jungen Deutschen dieses Geschehen betrachten. Es ist wichtig, dass das Buch auf Deutsch erschienen ist. Ich hoffe, dass die Universitätsbibliotheken sich das Buch besorgen“.

Der Anglistikprofessor erhofft sich dabei, dass so die Geschichtestudierenden oder Menschen, die sich für Literatur im Allgemeinen und insbesondere für die Kriegsliteratur interessieren, die Chance hätten, es finden, lesen und verstehen zu könnten.

Neidenburg/Allenstein: LernRAUM.pl im Norden

Literaturwerkstatt mit Radek Knapp

Mit Verspätung, aber dafür umso intensiver, ist im Norden Polens das Programm „LernRAUM.pl“, unter der Regie der Deutschen Bildungsgesellschaft in Oppeln gestartet.

Am 1. September in Neidenburg und am 2. September in Allenstein war der in Warschau geborene und in Wien lebende Schriftsteller Radek Knapp zu Gast.

Thema der Literaturwerkstatt mit ihm war „Wo ist Heimat, was ist Heimat, wie ist Heimat? Es war keine einfache Frage, vor die die Teilnehmer der Werkstätten mit Radek Knapp, die das Projekt LernRaum.pl eröffneten, gestellt wurden: ist Heimat etwas in mir, etwas außerhalb von mir, ein Ort, ein Gefühl? Radek Knapp, der mit 12 Jahren von Warschau nach Wien in eine neue Wirklichkeit geworfen wurde, wobei aus einem dreitägigen Besuch bei seiner Mutter ein ganzes Leben an einem anderen Ort wurde, war für dieses Thema der passende Referent. „Dabei musste ich gar nicht mal so viel von mir erzählen. Die Menschen hier sprudelten nach einem Anstoß im Gespräch von meiner Seite geradezu über vor Ideen für Texte“, stellte Radek Knapp fest.

Viel Interessantes und Überraschendes kam in den Texten, die die Teilnehmer nach dem einführenden Gespräch zu Papier brachten, zum Vorschein. „In Neidenburg stellte eine Frau fest, dass ihre beste Freundin von Dingen schrieb, die sie ihr noch nie erzählt hatte“, schmunzelte Radek Knapp.

In Allenstein hatte ein Teilnehmer auf der Suche nach seinen Wurzeln festgestellt, dass ein Familienmitglied sogar Präsident von

Costa Rica gewesen war. Trotz der weltweiten Verwandtschaft fühlt er sich aber in Ermland, wo er schon lange lebt, zu Hause. Die Vielfalt der Gedanken zum Stichwort Heimat freuten sowohl Referent als auch Organisatoren, die mit dem Thema der Premiere ins Schwarze getroffen hatten. Das Interesse war so groß, dass zur Wahrung der Corona-Bestimmungen an beiden Orten jeweils zwei Werkstätten stattfinden mussten.

„LernRAUM.pl“ ist ein Angebot der Deutschen Bildungsgesellschaft in Oppeln an erwachsene Personen der deutschen Minderheit in ganz Polen, das soeben angelaufen ist. Finanziert wird es aus Mitteln des deutschen Bundesministeriums des Inneren, für Bau und Heimat.

Am 16. September folgt mit einem Vortrag von Dr. Alina Kuzborska vom Lehrstuhl für Germanistik der Ermländisch-Masurischen Universität in Allenstein zum Thema „Herkus Monte“ bereits die zweite Veranstaltung - diesmal online. Anmeldungen und Informationen unter: dominika.zagorowicz@lernraum.pl oder telefonisch unter 501 061 666

Uwe Hahnkamp
„Wochenblatt“, 11.-24. September 2020

Aus der Chronik der Masurischen Gesellschaft 1990 - 2020

An dieser Stelle möchten wir Sie an andere Tätigkeitsformen der Masurischen Gesellschaft erinnern, die bis heute durchgeführt werden.

Kinder lernen deutsch

Seit Februar 1994 organisiert die Masurische Gesellschaft kostenlose Deutschkurse für Kinder von 8 bis 14 Jahren in Mrągowie, Nakomiadach, Kętrzynie, Krutyni i w Borkach Wielkich, Giżycku, Nawiadach.

Die Kurse wurden von Ditmar Roszig, Marta Grützmaker, Marlena Krupa, Irena Gorczyńska, Dora Padusińska i Joanna Padusińska, Hanna Schoenherr, Ewelina Dylak, Aneta Barańska durchgeführt.

Aus organisatorischen Gründen wurden in den Jahren 2004-2019 zwei Deutschkurse für Kinder an der Grundschule in Krutynien unter der Leitung von Maria Grygo abgehalten.

Ab 2020 finden an der Grundschule in Piecki zwei Deutschkurse von Maria Grygo und Joanna Siemaszko statt.

Mittwochstreffen

Seit Januar 1992 ist der Ort des Mittwochstreffens die Stadtbibliothek in Mrągowo.

Dabei wurden Fragmente der interessantesten literarischen Werke ostpreußischer Schriftsteller gelesen: Marion Dönhoff, Siegfried Lenz, Arno Surminski, Herbert Reinoss, Horst Michałowski, Ulla Lachauer.

Neue Bücher wurden vorgestellt, darunter Nelly Marianne Wannow „Ich war und bin Danziger“, Andreas Kossert „Ostpreußen. Geschichte und Mythen“, „Marion Dönhoff. Ein breiteres Leben „,

von Alice Schwarzer, Hanna Krall“ Żal «, Winfried Freund «Dir ein Lied zu singen «, Günter Schiwy, «Die große Schatzkammer der masurischen Märchen, Legenden und Märchen» (in polnischer und deutscher Sprache veröffentlicht), «Eine Frau mit bernsteinfarbenen Haaren. Masurische Legenden und Märchen» von Max Toepens, die nacherzählt von Herbert Somplatzki und «Ghost Porter» Volksmärchen, nacherzählt wurden aus Masuren, gesammelt und übersetzt von Jerzy Marek Lapo.

Hervorzuheben ist die sehr aktive Teilnahme von Mitgliedern der Masurischen Gesellschaft, die individuelle Treffen vorbereiten.

1998

VIII. Sommertreffen, Kultur- und Begegnungsfest der Masurischen Gesellschaft. 4.- 7. Juni 1998 in Peitschendorf/ Piecki.

Seminar: „Masuren – ein Land, das Menschen verschiedener Herkunft verbindet“.

Die Referenten:

Generalkonsulin BRD in Danzig Dorothee Boden: „Unser Beitrag für das friedliche, harmonische Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft im Norden Polens“.

Jerzy Zawisza, Direktor der Kulturabteilung für Nationale Minderheiten beim Ministerium für Kultur und Kunst in Warschau,

Prof. Dr. Christofer Herrmann: Die Identität dreier Generationen Deutscher in Masuren und im Ermland.

Miron Sycz, Direktor der Allgemeinbildenden Oberschule mit Ukrainisch als Unterrichtssprache in Górowo Ilaweckie/ Landsberg sprach darüber, wie die Schule die ukrainische Identität ihrer Schüler formt und festigt.

Tadeusz Willan unterbreiteten in polnischer und deutscher Spra-

che den Vortrag „Auf Suche nach Identität“.

Sehr interessant war das Referat von **Dr. Piotr Madajczyk**. Er erinnerte an die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben der deutschen Minderheit in Polen, angefangen von den ersten Nachkriegsmonaten bis hin auf die Gegenwart.

Einen enthusiastischen Empfang bereitete man Henryk Kroll. Er berichtete über die neuesten Begebenheiten im Parlament.

Die Organisatoren hatten auch für kulturelle Veranstaltungen gesorgt. Die wichtigste war die **Theatervorstellung „Deutschland ein Wintermärchen“ von Heinrich Heine in der schönen Aufführung des Russlanddeutschen Theaters Niederstetten**. Mit großer Sympathie und Beifall hörte man sich **das Konzert der ukrainischen Kindergruppe „Dumoczka“ und den Gesang des Chores der „Bärentatze“ an**.

Günter Schiwy verzauberte die Zuhörer mit seinen masurischen Märchen. Herzergreifend war auch die **Lesung von Herbert Reinoß**, der die Teilnehmer in ihre Jugendzeit versetzte. Er las Fragmente seines Romans „Wie in alten Liebesliedern“.

V. Masurische Gespräche. I. – 4. Oktober im Hotel „Panoram-Oscar“ in Sensburg. Seminar: „Rolle und Aufgaben der gesellschaftlich-kulturellen Presse der nationalen Minderheiten“.

Während des Seminars wurden Vorträge gehalten von:

Lech Kryszalowicz „Bild der deutschen Minderheit in der polnischen Presse Allensteins“.

Tadeusz Willan, Chefredakteur der „Masurischen Storchenpost“ sprach über das Programm der Monatschrift.

Am zweiten Tag des Seminars referierte **Engelbert Miś** über die Gestaltung, die Themen und die künftigen Bedürfnisse des „Schlesischen Wochenblattes“

Über die Weißrussen sprach Sokrat Janowicz, und ein Porträt der weißrussischen Zeitschrift „Czasopis» zeichnete Chefredakteur Jerzy Chmielewski.

Eine Verschönerung der 5. Masurischen Gespräche waren die Literatur-Nachmittage. Irena Głowacka, Helga Roszig, Dora Padusińska, Renata Józwik, Herta Michoń, Erna Nowak und Brigitte Nosek trugen Texte von bekannten Autoren vor: Siegfried Lenz, Arno Surminski, Marion Gräfin Dönhoff, Anna Seghers.

Fortsetzung folgt

Eine Familiengeschichte

Masuren - Für mich nur ein Name, für sie eine Welt

©Dr. Karin Jäckel

„Marjellchen“, sagte er zu ihr, der Mann, der auf unserem Weg aus dem Lorbachtal in die Kleinstadt Gemünd im Schilderhäuschen neben dem Schlagbaum stand, der die Straße in das belgische Militärsperregebiet an der Urfttalsperre sicherte. Als ich im Frühjahr 1955 eingeschult wurde, hob und senkte sich der Schlagbaum für meine Mutter und mich jeden Tag mindestens zweimal, denn wir wohnten dahinter. Mitten im Sperrgebiet, direkt am felsigen Seeufer, in einem großen Haus, dem einstigen „Hotel Lorbachtal“, in dem meinem Vater, der für den belgischen Grenzschutz Wach- und Spürhunde zum Schmuggler-Aufspüren abrichtete, eine Dienstwohnung zugewiesen worden war. Die einstige Hotelküche war unser Lebensmittelpunkt darin.

Ursprünglich gehörte das „Hotel Lorbachtal“ einer 1948 enteigneten und brutal daraus vertriebenen Familie Arens, deren Angehörige auch das unweit am Seeufer gelegene „Waldhotel“ und den „Seehof“ an der Staumauer besaßen. Aber als kleines Kind ahnte ich davon nichts. Erst Jahrzehnte später erfuhr ich von dieser Tragödie und von dem damit verbundenen himmelschreienden Unrecht, dass der Familie angetan worden war. Gnadenhalber hatte sie fortan unweit ihres stolzen Besitzes in einem ärmlichen Häuschen gehaust, an dessen Grundstück meine Eltern und ich oft vorbeikamen, ohne jemals etwas von seinen Bewohnern und deren Schicksal zu ahnen. Ich selbst kann mich nur vage daran erinnern, dass es an der Straße ein kleines, düster wirkendes Anwesen gab, zwischen Bäumen verborgen.

Irgendwo dort muss es auch einen moorigen Karpfenteich gegeben haben. Strengstens war es mir verboten, in diesem Teil der Umgebung „unseres“ Hauses zu spielen. Der Wassermann lauerte dort im Teich, erzählte mir mein Vater, und warte auf kleine Mädchen mit langen Zöpfen, um sie

in sein Reich zu holen. Für mich als fantasievolles Kind, dessen Spielkameraden Frösche und Eidechsen waren, die in Wahrheit verzauberte Prinzessinnen und Prinzen waren und in den Schlössern aus Schieferplatten wohnten, die ich ihnen auf der Freiterrasse neben der Veranda baute, war der Wassermann mit seinem Dreizack so glaubhaft wie die Zwerge und Feen, die ich im nahen Wald zwischen den Baumwurzeln der hohen Buchen wusste.

Damals, als ich zwischen 1953 und 1956 im Lorbachtal wohnte, war das 1900 erbaute, einstmals prächtige und hoch angesehene Hotel schon etwas heruntergekommen, doch mit seinem Fachwerk und seiner herrlichen Veranda aus Rotsandstein mit Blick auf den See noch immer imposant und wunderschön. Für mich waren das Haus und das Lorbachtal mein Kinderparadies und das Zuhause, das ich von allen anderen Orten, in denen ich vorher und nachher lebte, am meisten geliebt habe.

Bis nach Gemünd, wo meine aus Schwerin stammenden Großeltern in einer kleinen Dachwohnung zur Miete lebten und ich später die Evangelische Volksschule besuchte, war es vom Lorbachtal aus für ein kleines Mädchen ein weiter Weg.

Nicht selten legten meine Mutter und ich ihn unter scharfem Beschuss zurück. Immer dann nämlich, wenn die Belgier ihre Schießübungen machten und mit ihren Gewehrsalven über die steile Schieferfelswand mähten, die sich an einer bestimmten Stelle der Straße mit ihren schwarzglänzenden Tafeln erhob. Vereinzelt Blumen blühten hier und da in Steinspalten und Ritzen, die als Zielscheiben dienten.

Da lagen wir dann im Straßengraben, meine Mutter und ich, und duckten uns unter den Splittern, die nadelscharf aus dem Stein sprühten, und unter den heran pfeifenden, trocken einschlagenden Schüssen auch. In den Feuerpausen sprangen wir auf und rannten weiter bis zu den Ginsterbüschen und den dicken Felsbrocken neben der Schieferwand, hinter denen wir sicherer waren. War es vorbei, liefen wir zurück zu dem Fahrrad, das meine Mutter fallen und liegen gelassen hatte, als es anfang. Dann stieg sie über den Querholmen des Herrenrads, denn ein Damenrad hatten wir nicht, und ich saß auf dem Gepäckträger auf, die Beine breit zur Seite gehoben, damit ich nicht in die Speichen käme.

Meistens aber hielt uns der Mann am Schlagbaum auf, bis der Beschuss vorbei war, und unterhielt sich in der Wartezeit mit meiner Mutter.

Wie er aussah, dieser Mann, erinnere ich nicht mehr. Nur diese eine so besondere Szene sehe ich noch vor mir und habe nie vergessen, was er sagte und wie es klang und wie er meine Mutter ansah, als er ihr die filigrane goldene Blütenkette mit dem kleinen roten Korallentropfen in der Mitte um den Hals legte, die sie viele Jahre später mir schenkte.

„Marjellchen“, hatte der Mann gesagt, „du hast Heimweh-Augen. So schön wie die Seen bei uns in Masuren. Wie schade, dass ich dich nicht früher gefunden habe.“ Und dabei hatte er gelächelt und meiner Mutter mit einer Hand das Haar unter die Wintermütze gestrichen, während er sie lange, lange anschaute, so dass auch ich sie ansah und wohl zum ersten Mal in meinen damals knapp fünf Lebensjahren erkannte, wie schön sie war und dass sie wirklich Augen hatte, so blau und grün wie Seewasser, wenn die Sonne hineinscheint. So blau und so grün wie das Wasser bei uns hinter dem Haus, dort wo der Kahn lag, mit dem mein Vater jeden Tag auf die andere Seeseite zur Arbeit ruderte. „Nixenaugen“, nannte ich sie seitdem.

Als meine Mutter mir die Kette schenkte, erzählte sie mir von diesem Mann. Bruno war sein Name. Bruno wie der Name eines Nachbarjungen, den meine Mutter als Kind sehr liebhatte. Damals, als sie noch zu Hause in Masuren, in Lisken am schönen Kleinen Garbassee, war und das Glück mit ihr unter einem dicken Strohdach wohnte und sie dachte, dass es immer so bliebe.

Was aus ihrem Kinderfreund Bruno, dem Lehrerssohn, geworden war, der Garten an Garten neben ihr wohnte, wusste meine Mutter nicht. Jener Bruno vom Schilderhäuschen aber war in Jucha, das später Fließdorf hieß, geboren, nur ein paar Kilometer von ihrem Heimatort Lisken entfernt, und in Lyck aufgewachsen, wo meine Mutter die Hauswirtschaftsschule besucht hatte, der Kreisstadt an der Krutynna, dem großen Fluss, auf dem sie und ihre Familie so gern einen Sonntagnachmittagbootsausflug unternommen hatten.

Bruno, der Mann am Schilderhäuschen, hatte den Krieg überlebt, in den er mit noch nicht ganz 15 Jahren eingezogen worden war, die Korallen-

kette seiner Mutter als Talisman um den Hals und eine zu große Uniform um die angstsclotternden Knochen. Durch den Krieg und die anschließende Gefangenschaft bei den Belgiern hatte die Kette ihn geschützt. Jetzt, so hatte er zu meiner Mutter gesagt, solle sie ihr gehören, sie an ihn erinnern und sie beschützen. Lieber würde er es selbst getan haben, doch da sei ihm ja leider schon ein anderer zugekommen. Welch' bittersüße kleine Romanze, denke ich heute, im Jahr 2020, an ihrem Todestag, dem 18. Mai. Es ist ein Tag, wie meine Mutter ihn liebte. Vergissmeinnicht blau und rosenduftig. Am 24. Mai wäre sie 92 Jahre alt geworden, wäre sie nicht schon 2009 von ihrem Leben im Rollstuhl erlöst worden, in den sie nach einem schweren Schlaganfall, rechtsseitig gelähmt, gezwungen war. Geistig hellwach bis zuletzt, hat sie ihr Masuren nie vergessen.

Aus der Heimat besaß sie nichts als Erinnerungen. Kein Foto, nicht einmal eine Geburtsurkunde. Den Nachweis, dass sie tatsächlich die war, die sie zu sein behauptete, konnte sie erst erbringen, als sie nach dem Krieg ihre Mutter wiederfand und diese sie als ihre Tochter anerkannte und bestätigte. Da erst erhielt sie „Papiere“, war sie amtlich beurkundet Lieselotte Skrotzki, Tochter der Hausfrau Martha Skrotzki geborene Géromin, geschriebene Jeromin, und des Paul Skrotzki, Landwirt auf eigenem Grund, aus Lisken im Kreis Lyck.

„Lerne!“, prägte meine Mutter mir als Mantra ein. „Lerne! Was du im Kopf hast, kann dir keiner wegnehmen.“

Sie hatte alles im Kopf. Jeden Namen, jedes Datum, Orte, Lieder, innere Bilder. Jedes Fitzelchen Erinnerung hielt sie fest. Sie waren ihr Schatz und ihre Zuflucht, wenn sie wieder einmal damit konfrontiert wurde, dass sie nichts, rein gar nichts hatte, ein Nichts und Niemand war, nur eine dieser „Rucksackdeutschen“, mit nicht mal Anspruch auf „Lastenausgleich“.

Von Lisken aus waren sie, ihre zwei jüngsten Geschwister und ihre Mutter, mit den Letzten geflüchtet. Mitten im eisigsten Winter im Januar 1945. Einen mit Heu und Stroh gepolsterten Pferdewagen hatten sie mit den dicksten, wärmsten Federbetten, Decken, Koffern und Wegzeherung beladen. Unter der zuschnürbaren Plane fanden die beiden jüngeren Geschwister Platz. Meine Mutter und ihre Mutter saßen auf dem Bock.

Abwechselnd lenkten sie die beiden Pferde. Zwei weitere liefen hinten angebunden mit. Sie trugen Säcke mit Hafer und Korn.

Der Onkel Peter Skrotzki aus Petersgrund, der kriegsversehrt von der Front zurückgekommen war, schloss sich ihnen an. Er hatte vor Zeiten polnische Zwangsarbeiter bei sich aufgenommen. Ein junges Paar hatte sich unter seinem Dach zusammengefunden. Als sie heiraten wollten, hatte er ihnen eine zünftige Bauernhochzeit spendiert und ein Häuschen eingerichtet. Jetzt, als der Feind heranstürmte, vertraute er ihnen seinen Hof und das Leben seines hochbetagten Vaters an, der nicht mehr flüchten konnte und dies auch nicht wollte. „Ich sterbe, wo ich gelebt habe“, sagte er und blieb in seinem Lehnstuhl sitzen, dicht am Kachelofen, wo ihn die stürmenden polnischen Soldaten fanden, denen ihre beiden Landsleute weismachten, dass es ihr eigener Großvater sei, des Sprechens nicht mehr mächtig.

Jahre später erfuhr dies meine Großmutter Martha Skrotzki an ihrem neuen Wohnort im mecklenburgischen Rerik, wohin es sie auf der Flucht verschlagen hatte, von Spätvertriebenen. Diese hatten auch gesehen, wie polnische Soldaten kurz nach der Flucht der Bewohner in Lisken einfielen und als eines der ersten Häuser das der Skrotzkis geplündert und abgebrannt hatten. Nur die Stallungen blieben übrig. Eine Tante meiner Mutter, Marie Skrotzki, kurz Tante Mie genannt, und von meiner Mutter heißgeliebt, war schon vorher deportiert worden. Sie hatte ein verkürztes Bein, das ihr nach schwerer Kinderkrankheit geblieben war, und nie geheiratet, sondern sich eine Existenz als Schneiderin aufgebaut. Sie war mit einem der Flüchtlingszüge nach Preußisch Eylau gekommen, wo sie nun in einem bescheidenen Zimmerchen von kleinen Näharbeiten lebte und auf ihre Angehörigen wartete. Mit ihr waren der Familienschmuck und die große Familienbibel gezogen, die seit Generationen vererbt worden war und den gesamten Stammbaum der Familie enthielt. Ein uralten ledergebundenes Buch mit Silberfüßchen und einem Raben mit Ring im Schnabel, dem Wappenzeichen der ursprünglich aus Polen stammenden Skrotzki-Familie, auf dem Einbanddeckel. Wie oft hat meine Mutter diese Bibel vermisst!

Viel konnten sie alle nicht mitnehmen. Der Feind war fast zum Greifen nah. Seit Tagen rollte der Geschützdonner näher und näher. Die Hunde jaulten beim Heulen der Granaten. Und der Himmel brannte rot. Alle wussten, dass die Heimat verloren war. Dennoch hofften sie, schlossen

sorgfältig Türen und Fenster ab, molken ein letztes Mal fürsorglich das zurückbleibende Vieh und flüsterten Segensworte über Haus und Heim. In einer langen Kolonne zogen sie los. Niemand sprach. Nur die Kleinsten wagten zu weinen.

Geplant war, in einem der nächsten Dörfer zu rasten, vielleicht sogar die Pferde zu wechseln. Vielleicht würde man die Verwandten in Petershagen treffen, gemeinsam mit ihnen weiterziehen. Doch diese Hoffnung zerschlug sich schnell. Die Dörfer ringsum waren ebenso verlassen wie Lisken. Und als sie endlich doch irgendwo anhalten mussten, weil die erschöpften Tiere ihnen im Geschirr zusammenzubrechen drohten, stießen sie auf russische Soldaten. Los waren sie Pferde und Wagen. Nichts blieb als das nackte Leben. Und auch das nur, weil die Soldaten sich zuerst die halbwüchsigen Jungen und alten Männer aus dem Tross schnappten und abtransportierten, ehe sie sich den Frauen und Mädchen widmeten, die sie in die leeren Häuser trieben und darin einriegelten. Meine Mutter und Großmutter blieben vom Schlimmsten verschont. Sie hörten nur die Schüsse hageln, in denen die Jungen und Männer fielen und andere Frauen und Mädchen in Qualen schreien und weinen. Dann plötzlich, ehe auch bei ihnen die vor ihnen verschlossene Tür aufgerissen werden konnte, Gebrüll von Kommandos, das Trampeln vieler Stiefel, Pferdewieher, Räderrasseln und -holpern, Peitschenknallen, Hufegetrappel und Stille.

Zu Fuß zogen sie weiter. Die Bahn lag nahe. Sie hofften, sich bis zu den Schienen durchzuschlagen, einen Zug zu erwischen, mitgenommen zu werden, irgendwie nach Preußisch Eylau zu gelangen. Überall waren andere Flüchtende unterwegs. Viele mit nichts mehr im Gepäck als sich selbst. Andere mit Schlitten oder Wagen. Mitleidig ließen diese ab und an die kleinen Kinder und alten Leute aufsitzen. Manchmal auf Schultern, manchmal auf Karren. Längs des Weges lag eine junge Frau, ihr Neugeborenes an sich gepresst. Weiß waren sie und kalt. Vom Eis und vom Tod. „Wie Marmor“, sagte meine Mutter. „Wir mussten sie so lassen.“ Und ihr, die so selten weinte, stiegen dabei immer noch die Tränen in die Augen. Die jüngsten Geschwister meiner Mutter waren noch nicht einmal schulpflichtig. Ihre Zwillingsbrüder, wenig jünger als sie selbst, waren erst kurz zuvor zum Kampf eingezogen worden. Niemand wusste, dass sie

zu diesem Zeitpunkt bereits in russischer Kriegsgefangenschaft waren. Erst Jahre später kehrten sie zurück, krank und zermürbt, halbe Kinder selbst dann noch.

Auf einer letzten Rast, die meine Mutter gemeinsam mit Mutter und Geschwistern verbrachte, bezogen sie ein leerstehendes Haus. Keller und Kammern waren mit Vorräten gefüllt. Holz zum Heizen lag bereit. Warme Betten gab es und ein festes Dach über dem Kopf. Verzweifelt stritten sich meine Mutter und ihre Mutter um jeden Tag, den die Ältere bleiben und die Jüngere schnellstens fliehen wollte. Als die ersten Flugzeuge nahten, verkrochen sie sich im Keller. Und tatsächlich schien das Wunder geschehen, das Haus von den davor, daneben, dahinter eingeschlagenen Geschossen verschont geblieben zu sein.

Vorsichtig wagten Mutter und Tochter sich aus dem Keller hervor, die kleine Schwester fest an der Hand meiner Mutter, der kleine Bruder an der seiner Mutter. Doch nicht fest genug. Irgendwie riss er sich los, sprang zur Tür und hinaus und hinein in die letzte der fallenden Granaten. Es krachte, Metallsplitter und Erdbrocken, mit Steinen vermischt, flogen. Und am Ende lag das Kind im Blut, ein Bein fast abgerissen.

Ihre Mutter habe nur geschrien, sei auf die Knie gefallen, habe die Hände gerungen, nichts tun können, sagte meine Mutter mit ihrer bei diesen Berichten seltsam teilnahmslosen, wie nicht zu ihr gehörenden Stimme. Sie, damals 16-jährig, habe dem Kleinen das Bein abgebunden, ihn auf einen Karren gelegt, der im Stall gestanden habe, den Esel davor gespannt, der zu begreifen schien, dass er nicht bocken durfte. In alle verfügbaren Decken haben sie das Kind gewickelt, auch dem Esel zwei Pferdedecken umgeschnallt und sei losgezogen, selbst in zwei übereinander gezogene Mäntel und Tücher gehüllt, die Stiefel und Handschuhe mit Stroh ausgepolstert.

Sie sei gelaufen und gelaufen, immer der Bahn entgegen, wo sie den Lazarettzug erhoffte, von dem andere, die ebenfalls in dem leeren Dorf gerastet hatten, gesprochen hatten. Sie habe nichts ge-

dacht und nichts gefühlt, habe nur das Kind retten gewollt. Sie hatte schon einen kleinen Bruder an den Tod verloren. Ein goldlockiges süßes Kind wie dieser vor ihr. Er war an Masern gestorben.

Und wirklich, sie erreichte den Zug und sie erbettelte, dass man den kleinen Bruder mitnahm. Wohin? Es spielte keine Rolle, wenn er nur überlebte. Sie selbst, nein, sie konnte nicht mit. Eigentlich durften sie auch das Kind nicht mitnehmen. Eigentlich. Doch der Arzt, der ihn notdürftig versorgt hatte, hatte selbst Kinder in diesem Alter. Er konnte ihn nicht abweisen. Meine Mutter nannte ihm Namen, Geburtsdatum, die Namen der Eltern, Herkunft. Er schrieb alles auf, band den Zettel um den dünnen Kinderhals. Das Gesichtchen sei weiß wie im Tod gewesen, sagte meine Mutter. Und doch habe der kleine Bruder ihre Hand so fest umklammert, dass der Arzt ihm die Finger habe aufbiegen müssen, damit er losließ. „Lilotte, geh nicht weg!“ Das Kinderstimmchen rührte die Männer zu Tränen. Eine Station erlaubten sie meiner Mutter mitzufahren, eine zweite noch. Überall nahmen sie weitere Versehrte mit. Sie musste raus. Ein Glück, dass der Kleine im Medikamentennebel schlief. Nie, dachte sie, würde sie ihn wiedersehen. Nach dem Krieg spürten sie ihn mit Hilfe des Roten Kreuzes in einem schwedischen Kinderheim auf. Mit nur einem Bein zwar, doch ansonsten gesund. Und wirklich gab man ihn den Eltern zurück, die inzwischen in Rerik, einem am Salzhaff gelegenen Küstenort an der Ostsee, unweit von Rostock, Wismar und Schwerin, ihre feste Bleibe hatten. Zu Kriegszeiten wurde der Ort wegen seiner Flak-Artillerieschule und großen Militäranlagen Opfer schwerer Luftangriffe, denen auch die Flugzeugmodellbau-Werkstatt zum Opfer fiel, in der mein Vater Lehrling war.

Als meine Mutter ihren kleinen Bruder mit dem Lazarettzug abfahren sah, lag seine glückliche Heimkehr in nicht vorhersehbarer Ferne. Erst als letzte Waggon fort war mit all den Verwundeten, Verbundenen, Stöhnenden, Sterbenden, kam meine Mutter zu sich und fand sich allein. Wo ihre Mutter mit der kleinen Schwester war, wusste sie nicht. Sie war auf sich gestellt.

„Man denkt nicht groß darüber nach“, sagte sie mir. „Man geht los und geht weiter und geht denen nach, die vor einem gehen und an denen vorbei, die liegen bleiben. Man isst und trinkt, wenn man etwas hat und hungert, wenn man nichts hat. Man überlebt. Fragt sich nicht wie. Man ist da und nicht da. Man funktioniert. Und wenn man nicht mehr funktioniert, bleibt man liegen und gehen die anderen vorbei. Man fühlt kaum noch Angst. Man friert bis in die Knochen. Man besteht aus einem Willen, den man nicht weiß, den man hat, einfach so. Und das macht, dass man weitermacht.“

Ihre Mutter hatte Preußisch Eylau als erstes Etappenziel im Sinn gehabt, wo ihre Schwägerin Marie Skrotzki, die Schneiderin, lebte. Von dort hatte sie gemeinsam mit ihr weiter bis Heiligenbeil und entweder direkt über das Frische Haff auf die Frische Nehrung und aufs Festland Richtung Danzig gewollt, oder nach Königsberg zu den dortigen Verwandten und dann von Fischhausen über die Frische Nehrung Richtung Danzig.

Meine Mutter erreichte Preußisch Eylau, wo sie ihre geliebte Tante Mie antraf und erfuhr, dass ihre Mutter mit der Schwester nie bei ihr angekommen und noch immer verschollen war. Eventuell, so die Tante, seien diese aber nach Bayern unterwegs, wo der Bruder Hans Skrotzki lebte und schon als Soldat geheiratet hatte. Zwar wusste sie nicht, ob er gefangen sei oder bei seiner Frau, doch womöglich sei Martha mit der kleinen Tochter ja schon bei ihnen.

Aufgrund ihrer Behinderung konnte die Tante meine Mutter nicht begleiten. Also machte sie sich nach schwerem Abschied und der Ahnung, es sei für immer, abermals allein auf den Weg. Mit 16 Jahren, mutterseelenallein, ohne Papiere, ohne Geld, ohne Fahrzeug, mit nichts als einem alten Wehrmachersrucksack, den ihre Tante irgendwo aufgetrieben und mit etwas Brot nebst einer Wehrmachersflasche voll Tee aus den im Herbst selbst getrockneten Hagebutten der überall wild wachsenden Hundsrosen gefüllt hatte.

Königsberg und Fischhausen im Osten waren schon keine Alternative mehr. Die Fluchtrichtung hieß westwärts. Also wandte meine Mutter sich Elbing zu, das, am westlichsten Zipfel des Frischen

Haffs und dem Festland bei Danzig fast zum Greifen nah lag. Das Frische Haff, eine binnenseeähnlichen Abschnürung der offenen Ostsee in der Danziger Bucht, war dick vereist und zugefroren. Gegen das offene Meer wird sie von der Frischen Nehrung umschlossen, jener nur 100 Meter breiten und 70 Kilometer langen Landzunge, die zur Küste in Richtung Danzig führt. Der Weg über die Frische Nehrung war die letzte Möglichkeit zur Flucht. Der Festlandweg nach Westen war längst schon von der Roten Armee abgeschnitten.

Ohne jeden Schutz den feindlichen Jagdflugzeugen ausgesetzt, aus denen gezielt auf die Flüchtlingstrecks – auf Menschen und Pferde - geschossen wurde, ging, lief, rannte, kroch meine Mutter zwischen einzelnen Flüchtlingen und Familien, die nicht anders funktionierten als sie. Zwischen Gespannen und an kratergroßen Einschusslöchern vorbei, in denen schreiend wiehernde Pferde mit weiß rollenden Augen und verzweifelt schlagenden Hufen versanken und mit ihnen die an ihnen hängenden, sie in die Tiefe zerrenden Wagen und oftmals die darauf Sitzenden gleich mit. Ertrinkende und Ertrunkene füllten die Löcher.

Zwischen einschlagenden Geschossgarben und Granaten und durch Eiswasserpfüten, die aus Rissen und Löchern im Eis quollen, lief sie. Zwischen Erfrorenen und Verblutenden, Liegenden und Stillsitzenden, die nach ihrer Mutter und um Erbarmen schrien oder nur mehr auf das Erfrieren warteten.

„Man kann es nicht erzählen, wie es war“, sagte sie. „Es gibt nichts zu erzählen, denn man kann es nicht so sagen, wie es war, weil es dafür keine Worte gibt, die es ausdrücken können. Alles, was ich sage, ist zu klein dafür.“

Sie gehörte zu denen, die das Inferno auf dem Eis überlebten und Danzig erreichten.

Irgendwann kam meine Mutter in Erding an. Von Horror-Bahnfahrten berichtete sie mir, draußen auf den Puffern sitzend, wie Heringe eingepfercht in Viehwaggons, halb aus den leeren Fenstern hängend oder von außen daran festgeklammert, in Zügen, die

so überlastet waren, dass sie Steigungen nur bewältigten, wenn die Hälfte der Mitfahrenden absprang. Soldaten der Siegermächte rissen herunter, wen sie wollten, schleppten mit, wen sie schnappten. Die Schüsse saßen locker, die schlagenden Gewehrkolben auch. Längst hatte meine Mutter den Wehrmachersrucksack weggeworfen. Nur ja nicht mit irgendetwas auffallen, was Aufmerksamkeit und Wut erregen konnte! Viele Kilometer legte sie zu Fuß zurück, durch zerschossene, ausgebrannte Städte und geplünderte Dörfer, manchmal auf einem Karren, wenn ein Bauer des Weges kam und Mitleid mit dem schwächtigen Kind hatte, das ein zartes Gesicht wie ein Mädchen besaß, aber ebenso gut ein hübscher Junge sein konnte. Oft wich sie lieber aus als mitzufahren. Sie hatte gelernt, auf sich aufzupassen.

Ihren Onkel Hans liebte meine Mutter sehr. Er hatte Ähnlichkeit mit seinem Bruder, ihrem Vater, der als Soldat an die Front eingezogen worden war, obwohl er der einzige Mann auf dem Hof und Ernährer seiner Großfamilie war. Das Rote Kreuz in München fand die Adresse des Onkels heraus. Und schon wenig später nahmen er und seine Frau meine Mutter mit offenen Armen bei sich auf. Auch ein kleiner Junge gehörte zur Familie. Meine Mutter schloss ihn sofort ins Herz.

Zu Hause hatte sie Heimerzieherin werden wollen, die Ausbildung fast abgeschlossen. Alle ihre Familienmitglieder hatten einen Beruf. Ihr Vater war gelernter Kaufmann und ausgebildeter Landwirt auf eigener Scholle, seine Schwester Schneiderin mit eigener Werkstatt, ein Bruder Schuhmacher mit eigenem Geschäft, ein weiterer Goldschmied mit eigener Verkaufswerkstatt in Königsberg, ein anderer Konditor mit eigener Bäckerei. Aus der Mutterlinie kamen Lehrer, Pastoren, Gärtner, Musiker, Kunstmaler mit eigener Galerie und gingen Bühnenschauspieler hervor. Meiner Mutter hatte zu ihrem Berufsabschluss weniger als ein halbes Jahr bis zur Prüfung gefehlt. Nur nachweisen konnte sie es nicht. Wie gern hätte sie diesen letzten Rest der Ausbildung absolviert! Doch in Erding dachte man gar nicht daran, ihr als Flüchtling zu glauben, ihr den Abschluss der Ausbildung zu ermöglichen. Abgesehen davon, dass im Nachkriegsdeutschland Chaos herrschte - sie hatte ja nicht mal Papiere!

Ja, wenn sie die hätte. Wenn sie jemanden hätte, der ihre Ausbildung bezeugen würde.

Auch ihre Mutter blieb verschollen. Vom Vater keine Nachricht. Keine Spur von den Geschwistern. Das Rote Kreuz führte endlos lange Namenslisten.

Über zwei Jahre blieb meine Mutter in Erding bei Onkel und Tante, denen sie den Haushalt führte, so dass beide arbeiten gehen konnten. Lachend erzählte sie gern, wie sie eines Abends auf den wie seine Mutter bayerisch sprechenden Cousin aufpassen sollte. Sie hatte ihm vorgelesen, mit ihm gesungen und gebetet und der Kleine sollte schlafen, doch etwas wollte er dauernd noch: Sein „Potschamperl“. - Nur, was sollte das sein? Im Leben nie hatte meine Mutter ein solches Wort gehört. Erst als der Knirps aufstand und sich selbst die Hose herunter- und den Nachttopf unter dem Bett hervorzog, ging ihr ein Licht auf. Er meinte sein „Pot de chambre“. Jetzt erinnerte sie sich. So ähnlich wie „Potchamperl“ hatte der Großvater den Nachttopf auch genannt.

Der Vater ihrer Mutter, Gérard Géromin, der „Franzosen-Opa“, der sie immer nur „Lilotte“ genannt hatte, statt Lieselotte.

Woher genau er nach Masuren gekommen war, wusste meine Mutter nicht. Sicher war sie, dass er Französisch und Elsässisch sprach sowie Huguenotte und seine Mutter Sinti war.

Als blutjunger Soldat hatte er während des Deutsch-Französischen Krieges an den Schlachten bei Gravelotte teilgenommen. Wenn er melancholisch war, sang er seiner Enkeltochter ein Soldatenlied vor, dessen zahlreiche Strophen meine Mutter allesamt noch bis zu ihrem Tod auswendig wusste. Nämlich das bis heute im Elsass populäre Lied „von die hölzerne Bein“, das Kriegsversehrte ermutigt, stolz auf ihren Dienst am Vaterland und weiterhin lebenslustig zu sein, anstatt sich ihrer Versehrtheit zu schämen. Man konnte den „Franzosen-Opa“, der doch nie ein Franzose sein wollte, förmlich hören, wenn meine Mutter seine Aussprache imitierte und zu singen anfang: „Ick bin ein Franzose, Mesdames, voll Muth wie der Löw‘ und der Wein. Sans chagrin ist jetzo mein Name. Mein Stolz ist die hölzerne Bein, mein Stolz ist die hölzerne Bein.“

In der Tat stammte der Großvater aus dem Elsass und war in der Nähe von Straßburg aufgewachsen, in Colmar, wie meine Mutter sich zu erinnern meinte. Ihr Großvater hatte ihr oft von einem wunderschönen Al-

tarbild erzählt, das er in seinem Heimatort gesehen habe, und gesagt, sie sehe der Madonna ähnlich. Seine Eltern hatten einen Bauernhof mit Rebland und Obstbäumen besessen. er zu 25 Jahren Haft und Zwangsarbeit im „Gelben Elend“ von Bautzen verurteilt, einem der gefürchtetsten Gefängnisse der DDR.

Nur Tage später warnte des Abends heimlich ein Freund meinen Vater, dass er der nächste sein werde, den die Volkspolizei der damals frisch gegründeten DDR einkassieren werde. Eine Stunde später war mein Vater durch das dem schützenden Garten zugewandte Fenster aus dem Haus gesprungen und auf und davon. Meine Mutter blieb mit mir bei seiner verzweifelten Mutter zurück.

Wochenlang wurden beide Frauen immer wieder verhört. Doch da sie nicht wussten, wohin mein Vater sich abgesetzt hatte, konnten sie nichts verraten. Irgendwann sahen das wohl selbst die Vernehmenden ein.

Sehnsüchtig wartete meine Mutter auf ein Lebenszeichen meines Vaters. Vergeblich. War ihm etwas zugestoßen? War er inhaftiert? Vielleicht irgendwo krank oder gar tot?

Seine Mutter wollte vielleicht helfen, als sie behauptete, er habe bestimmt längst eine andere und meine Mutter vergessen. Bewirkt hatte sie das Gegenteil. Meine Mutter beschloss, sich eine eigene Meinung zu bilden und ihren Ehemann zu suchen, um zumindest Gewissheit über seinen Verbleib zu erlangen. Mich vertraute sie ihren eigenen Eltern an. Diese hatten selbst noch junge Kinder im Haus. Auf eines mehr kam es nicht an. Und es sollte ja auch nicht für immer sein.

Trotzdem wurden gut zwei Jahre daraus, ehe meine Mutter es wagte, auf einsamen und gefährlichen Wegen, zum Teil mit Hilfe von Schmugglern und heimlichen Tunnelgräbern im Untergrund von Berlin über die Zonengrenze nach Rerik zu kommen, um mich bei buchstäblich Nacht und Nebel abzuholen und sich dann mit einem ihr völlig entfremdeten Kleinkind von knapp drei Jahre auf denselben Schleichpfaden und unter noch weitaus schwierigeren Umständen wieder davonzustehlen. Schon ein einziges Geschrei von mir hätte uns verraten können. Schlafmittel halfen. Dennoch, welcher Todesmut und welche Mutterliebe!

Mein Vater, der polizeilich gesucht wurde, nahm dieses Risiko nicht auf sich. Durfte es nicht. Wäre er gefasst worden, hätte dies nicht nur die sichere Inhaftierung seiner Mutter, sondern auch die meiner Mutter und mein Verschwinden auf Nimmerwiedersehen in irgendeinem Heim bedeutet. Vermutlich wären nicht einmal die Angehörigen meiner Mutter verschont geblieben.

Meine Eltern waren beide im „Lager Friedland“ aufgefangen worden, wo sie einander wiederfanden. Eingepfercht mit zahllosen anderen Flüchtlingen fand die einzig mögliche Privatheit zwischen alten Wehrmachtsdecken statt, die als Zwischenwandersatz an gespannten Drähten hingen. Luxus, wer solche Decken hatte, glücklich, wer auch den Draht ergattern konnte.

Eine erste eigene Bleibe erhielten sie in einem kleinen Eifeler Dörfchen namens Schmidtheim auf einem Bauernhof, wo man ihnen eine Stallkammer zur Verfügung stellte. Anfänglich widerwillig und misstrauisch beäugt, gelang es den beiden jungen Leuten bald, die Bauersleute für sich einzunehmen. Während meine Mutter Magd diensete verrichtete, schuftete mein Vater mit Schippe und Schaufel im Straßengraben, verlegte Bahnschwellen und entrindete die dafür abgeholzte Baumstämme im Wald. Schmalhans war Küchenmeister. Stempelgeld und Lebensmittelmarken gehörten dazu. Doch es war Frieden und meine Eltern waren jung. Und im Frühling setzte meine Mutter rote Geranien in einen Blumenkasten am Küchenfenster. Zwar wurden diese fast augenblicklich Opfer der Riesenzunge einer Kuh, die auch gleich noch das frischgeputzte Fenster nachpolierte, doch die ersten eigenen Blumen waren ein Anfang.

Etwas älter als vier Jahre war ich, als mein Opa aus der Gefangenschaft entlassen wurde. Noch heute sehe ich ihn vor mir, den aufgedunsenen dicken Mann in einem alten Wehrmachtsmantel mit einem Schussloch darin. In offenen Filzlatschen, mit einer gestreiften Hose bekleidet und einem kleinen braunen Köffchen in der Hand schwankte er durch den Schnee auf unsere Wohnungstür zu, als ob er betrunken sei. Meine Mutter entdeckte ihn auch. Laut und immer wieder seinen Namen rufend, lief sie ihm entgegen: „Papa!“

Tage später sah ich den Mann wieder, von dem ich nun wusste, dass er mein Opa war. Nur wie anders sah er aus: Dünn wie ein Schlottermann.

Und wenn er zu mir sprach, mich ansah, zitterte er und weinte. „Er freut sich, dass er dich endlich wiedersieht“, sagte meine Mutter. „Er hat immer an dich gedacht.“ Erst viel später verstand ich die Tragweite dieser Szene.

Gesprochen hat mein Opa mir gegenüber nicht davon, was er im „Gelben Elend“ erlebte. Er vermochte nur niemals mehr eine Glühbirne zu wechseln und begann zu zittern, dass seine Zähne klapperten, wenn am Samstagabend Badezeit war und er seine Füße in eine Schüssel mit heißem Wasser stellen sollte. Auch seine Klarinette, auf der er in früheren Jahren Tanzmusik gespielt hatte, rührte er niemals wieder an. Er hatte sie in diesem kleinen brauen Kofferchen mitgebracht, das er bei sich trug, als er zu uns kam. Sie war sein einziger ihm verbliebener Besitz. Und er hatte sie gut gespielt.

„Man hat ihn gefoltert“, erklärte meine Mutter. „Man wollte von ihm wissen, wer sonst noch Kohlen gestohlen und den sozialistischen Staat geschädigt hatte und wohin sein Sohn geflohen wäre. Damit er es verrät, musste er sich in eine Wasserschüssel stellen und mit der Hand in die unter Strom stehende Fassung einer herausgedrehten Glühbirne langen. Und wenn andere Männer gefoltert wurden, musste er dabeistehen und Tanzmusik auf der Klarinette spielen. Oftmals zwang man ihn dann, auf einen Stuhl zu steigen, legte ihm eine Schlinge um den Hals und drohte, den Stuhl umzuwerfen, wenn er falsch oder zu leise spielen würde.“

Noch heute habe ich ein kleines gesticktes Bild, das mein Opa in Bautzen angefertigt hat. Es zeigt das mecklenburgische Wappen mit einem roten Fuchs, dem Namenssymbol meines Großvaters. Die Fäden hat mein Opa aus seiner Sträflingskleidung gezupft und sie mit einer Nadel aus einer Fischgräte verstickt.

Einige Zeit später erhielt mein Opa eine Anstellung auf dem Finanzamt. Meine Oma durfte aus der DDR zu ihm ausreisen. Gemeinsam mietete sie die kleine Dachwohnung in Gemünd. Mein Vater fand als gelernter Tischler eine Anstellung auf dem Montagebau in Köln, wo er Holzbaracken für Arbeiter baute. Damit war eine Dienstwohnung verbunden, in der es mehr als ein Zimmer und einen winzigen Garten gab. Irgendwann suchten die belgischen Zollbehörden einen Mann zur Mitarbeit bei den Hundezwiegern auf der auf einem Hügel über dem Urftalsperre-See gelegenen ehemaligen Nazi-Burg Vogelsang. Mein Vater, der ein Händ-

chen für Tiere hatte, bewarb sich und bekam die Arbeitsstelle inklusive Dienstwohnung.

So kamen wir ins Lorbachtal, das wir erst verließen, als meine Mutter mit meinem Bruder schwanger und klar war, dass sie als Schwangere kilometerweit weg von jeder ärztlichen Versorgung nicht mehr sicher genug war.

Meine Eltern mieteten eine Wohnung mitten in Gemünd. Bis zur Schule waren es nun nur mehr Fußminuten für mich, die ich allein zurücklegen konnte. Meine Mutter genoss die Bequemlichkeiten der Kleinstadt. Mein Vater, inzwischen stolzer Besitzer eines Motorrads, musste nicht mehr bei Wind und Wetter über einen See rudern und einen Steilhang zur Arbeit ersteigen. Dass ich mein Kinderparadies verloren hatte, wog leicht dagegen. Jedenfalls für andere.

Mein Vater wurde bald darauf Soldat und in Baden-Württemberg stationiert. So verließen wir nach der Geburt meines Bruders die Eifel ganz, bis wir nach mehrfachen weiteren Umzügen für einige Jahre ins Saarland kamen. Wie nah ich damals der Ursprungsheimat meines elsässischen Urgroßvaters war, ahnte ich nicht. Meine Mutter sprach erst in ihren letzten Lebensjahren intensiv mit mir über ihre Familiengeschichte.

Als junge Erwachsene blieb ich im Saarland zurück, wo ich inzwischen meinen Mann kennengelernt hatte, während meine Eltern und mein Bruder weiterzogen und zuletzt an der Ostsee sesshaft wurden. Schöne Jahre verbrachten sie in Kiel und an der Kieler Förde, genossen ihre kleine Segelyacht und wurden am Ende ihres Lebens beide auch dort seebestattet.

Im Lorbachtal war ich nur einmal noch, nachdem wir aus der Eifel fort ins Württembergische zogen. Da stand ich fassungslos vor dem einsturzgefährdeten Haus, das mich aus leeren Fensterhöhlen anzustarren schien, und starrte zurück. Ich legte die Arme um die dicke Kastanie schräg vor der schief hängenden Tür und schluckte an Tränen. Ihre Krone hatte mich beschirmt, wenn ich an ihrem Fuß in dem Sandkasten spielte, den mein Vater rundherum gebaut und mit gelbem Sand gefüllt hatte. Ihre Zweige hatten an mein Fenster geklopft, wenn der Wind ging. Und als die Wildschweinhorde den

kleinen Kartoffelacker umpflügte, den meine Mutter auf der Wiese jenseits der Straße angelegt hatte, hatte ich mit Kastanien nach ihnen geworfen, die mir fast ins Zimmer wuchsen.

Trocken gefallen der See bis auf ein schmales Wasserband, ein Rinnsal fast, ganz unten im tiefen Grund. Ein verrosteter Kahn lag kieloben auf halber Höhe der struppig grasigen Uferhänge. Unserer noch, von damals, der nie unser war und uns doch so vertraut und täglich genutzt, als gehöre er uns? Im See, der versunken war, hatte ich schwimmen gelernt, hatte ich meinen ersten Fisch geangelt und ihn, wie alle anderen danach mit vorsichtigen Kinderfingern vom Haken gelöst und heimlich wieder aus dem Eimer geklaubt, in den mein Vater ihn legte, und zurückgeworfen. Nie, in wildesten Träumen nicht, hätte ich gedacht, dass er jemals austrocknen könnte. Erstmals verstand ich meine Mutter, die niemals in ihre verlorene Heimat reisen, sondern ihre Erinnerungsbilder behalten und nicht mit neuen überlagern wollte, die diese nicht mehr zeigen. Ebenso wenig hätte ich mir je träumen lassen, dass die Mordfratzen der Vergangenheit jemals wieder über Deutschland aufsteigen könnten.

Wenn meine Eltern und Großeltern wüssten, dass heute in Deutschland schon wieder Leute mit rasierten Schädeln menschenverachtende Hass-Parolen skandieren und Jagd auf anders Aussehende machen! Wenn ich sie sehe, die stiernackigen Glatzen, ihre gestiefelten „Mädels“ neben sich, wie sie für ein Deutschland von gestern demonstrieren und von Recht und Freiheit faseln, die sie dabei in Grund und Boden stampfen! Das Grausen kommt mich an.

„Wenn weinen helfen würde, würde ich Flüsse heulen“, sagte meine Mutter. „Du hast einen Kopf zum Denken, einen Mund zum Reden, Hände zum Zupacken und schnelle Füße zum Rennen. Also heul‘ nicht. Handle!“

Meine kleine, sehr persönliche Geschichte über Masuren, meine Mutter und unsere Familie ist ein solches Stückchen „Handle!“ Es darf nicht vergessen werden, was geschehen ist und wie es sich angefühlt hat und was es mit den Menschen damals gemacht hat und heute wieder zu machen droht. Erinnerung ist der Nährstoff der Erkenntnis. Es ist an uns, sie wach und wahrhaftig zu halten, indem wir sie pflegen und weitergeben. Denn nur was man im Kopf hat, kann einem keiner nehmen.

Über Karin Jäckel von Reinhard Donder:

„Sie ist die Nachfahrin der Eheleute Paul und Martha Skrotzki/geb.Jeromin); welche, inmitten von Lisken, gleich neben der Schule, einen Hof bewirtschafteten. Jetzt, nachdem vor 75 Jahren der Ort verlassen werden mußte, erinnert sich Karin J. an Gespräche mit Ihrer Mutter Lieselotte, Tochter der Eheleute Paul und Martha Skrotzki.

Sie hat die Geschichte detailliert aufgearbeitet und in einem 13 seitigen Pamphlet dargestellt. Es ist ein Zeitdokument der Extraklasse. Dr. Karin Jäckel ist eine renommierte Autorin. Sie hat über 100 Bücher für Erwachsene, Kinder und Jugendliche veröffentlicht und 2019 ihren eigenen „Verlag Edition Blaue Stunde“ gegründet. In ihren Publikationen hat die promovierte Kunsthistorikerin gesellschaftspolitisch relevante „heiße“ Themen angepackt und sich couragiert für die Gleichstellung von Frauen und Männern, gegen sexuellen Kindesmissbrauch und für Kinderrechte eingesetzt. Ihre belletristischen Vorliebe geltend dem Genre des biographischen Romans, der sich an wahren Lebensschicksalen aus Gegenwart und Geschichte festmacht, aber auch dem schöngestigen Kleinod des Gedichts. Zu ihren Bestsellern gehört u.a. die Lebensgeschichte der Katharina von Bora, der Frau des Reformators sowie das Realdrama „Monika B. Ich bin nicht mehr eure Tochter.“ 2020 gab sie die ersten Bände ihrer bibliophilen „Blauen Reihe“ heraus, die in ihrem Verlag Edition Blaue Stunde erscheinen. Bei ihrer jüngsten Veröffentlichung handelt es sich um einen Lyrik-Band mit dem Titel „Liebe hat Flügel. Worte ohne Zeit und Raum“.

In diesem Heft

- 3. „Ich mochte seinen intellektuellen Humor“
Mit der Danziger Generalkonsulin**
sprach Marie Baumgarten.

- 7. Drei Kirchen des Pastors Helmut Hildebrandt**
Von Grzegorz Supady

- 12. Das erste Zeugnis über die Gräueltaten des Krieges er-
scheint nun auf Deutsch**
Von Arkadiusz Łuba

- 17. Literaturwerkstatt mit Radek Knapp**

- 19. Aus der Chronik der Masurischen Gesellschaft
1990 - 2020**

- 23. Masuren -Für mich nur ein Name, für sie eine Welt**
©Dr. Karin Jäckel

- 40. Reinhard Donder über Dr. Karin Jäckel**



Dr. phil. Karin Jäckel
Autorin von über 100 Büchern für Erwachsene, Kinder
und Jugendliche S. 23

(<https://www.karin-jaeckel.de/>)



Die Gedenkstätte „Berliner Mauer“ in der Bernauer Straße in Berlin 7

Foto: Grzegorz Supady

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.Masurischen Gesellschaft und "Masurischen Storchenpost":

+48 606680218

E-Mail: barbara.willan@gmail.com

Webseite: stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna, Maria

Grygo, Arkadiusz Łuba, Grzegorz Supady, Hanna Schoenherr, Über-

setzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchenpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Sto-

warzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism.

Ukazuje się od pałdziernika 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: (für das Inland, w kraju):

84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.